

1902. ✱ №36.

Im Paradies.

Roman von **Woldemar Urban.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Russo! Russo!“ rief Agnelillo einen Fischer an, der hinter einer Barke lag und rauchte. Der Mann hieß eigentlich Vittorio Talloni, wurde aber stets bei seinem Spitznamen der Rote (russo) genannt, den er seinem eigentümlich ins Rote schillernden Bart zu danken hatte.

„Agnelillo!“ antwortete der Mann träge. „Was ist's? Was willst du?“

„Morgen kommen sie, Russo.“

„Wer?“

„Die Fremden. Sie werden zwei Barken haben wollen und für jede zwanzig Lire bezahlen. Ich habe alles fertig gemacht.“

Bei dieser verlockenden Aussicht wurde der andere plötzlich sehr gesprächig und nach Kräften liebenswürdig.

„Mein teurer Freund, komm, setze dich her. Komm nur, der Sand ist so rein wie Gold. Da sind wohl auch noch ein paar Krümelchen Tabak. Hast du deine Pfeife bei der Hand? Hier. Also morgen?“

„Morgen.“

„Sind es viele?“

„Vielleicht zwanzig Personen. Sie wollen nach Ischia hinüber.“

„So, so, so, nach Ischia. Das wird eine derbe Arbeit werden. Wir haben Westwind.“

„Bah, für vierzig Lire!“

„He, nun ja, es kommt nur darauf an, was du davon beanspruchst.“

Der Rote hatte eigentlich die ganze Geschichte mit den von Agnelillo versprochenen Fremden für Schwindel gehalten, den sich dieser ausgedacht, um kleine Gefälligkeiten zu bekommen. Da nun aber Agnelillo so bestimmte Versprechungen und Angaben machte und den großen Verdienst schon für morgen sicher in Aussicht stellte, so mußte, wie er glaubte, doch etwas an der Sache sein. Es kam ihm deshalb auf die Pfeife Tabak nicht an, und er war bemüht, auch die Ansprüche Agnelillos für seine Vermittelung möglichst genau festzustellen, damit hinterher kein Streit entstände. Aber Agnelillo setzte sich aufs hohe Pferd und spielte den Großmütigen.

„Wir werden schon wieder einig, Russo, laß das,“ sagte er, „du kennst mich doch! Wir werden schon einig.“

„Mein teurer Freund — —“ hob der andere von neuem an.

„Kein Wort weiter davon, Russo. Ich sage, wir werden einig, und nun ist es gut. So geht das Leben, mein Teurer. Eine Hand wäscht die andere. Da fällt mir ein, du könntest mir wohl heute nacht die kleine Barke, die „Carmelina“, leihen.“

„Alles steht dir zur Verfügung, Agnelillo, für meinen Freund ist alles da. Nimm die große, die „Santa Lucia“, sie ist solid und sicher, wenn auch etwas schwerer zu handhaben. Aber sie ist bei Wellengang sicherer.“

„Ich will die kleine, die „Carmelina“. Glaubst du, daß wir heute nacht schlechtes Wetter haben werden?“

Der Rote musterte prüfend den Himmel. „Eh, eh, wird nicht schlimm werden,“ meinte er. Dann etwas lauter fortfahrend, fragte er geheimnisvoll: „Hast du gelbe Ladung*)?“

„Was kümmert's dich, Russo,“ antwortete Agnelillo ausweichend, „ob ich gelbe oder grüne oder rote Ladung habe? Du bist doch kein Zollbeamter!“

Er sagte wohlweislich nicht ja und nicht nein. Er wollte den Fischer glauben machen, es handle sich um Schmuggel.

„Je nun, mich geht's nichts an, Agnelillo. Mach, was du willst. Und morgen?“

„Morgen? Morgen hast du deine Fremden und verdienst deine vierzig Lire. Das ist dann wieder deine Sache. Verstanden?“

„Topp, Agnelillo. Wir sind gute Freunde. Gelt?“

„Wo liegt die „Carmelina“?“

„Dort unten. Wenn du mir helfen willst, schieben wir sie gleich ins Wasser. Wann willst du fort?“

„Später,“ antwortete Agnelillo wieder unbestimmt und ging mit dem Fischer nach dem Strand, wo die kleine Barke lag. Sie schoben eine Holzrolle unter den Kiel und brachten so ohne große Anstrengung das Boot ins Wasser. Dann legte der Rote die Ruder zurecht, schlang sie mit einem Seil fest und hängte mit demselben Seil die Barke an dem kleinen Hafendamm an, damit sie Wind und Wellen nicht forttrieben. Das Wasser war ziemlich bewegt, und die kleine leichte Barke schaukelte bedenklich auf und nieder.

„Bah,“ meinte der Rote, „das ist nichts. Das kommt davon, weil sie noch leer ist. Wenn du erst drin bist, hört das schon auf.“

Damit schien sich auch Agnelillo zu beruhigen, und nachdem



„Preußen“, das größte Segelschiff der Welt. (S. 284)
Nach einer Photographie von W. Sander & Sohn in Geestemünde.

*) Da die Stadt Neapel auf viele Gegenstände sehr hohe Zölle hat, so blüht an der ganzen Küste der Schmuggel sehr bedeutend. Darauf spielt der Mann an.

so alles vorbereitet war, ging er wieder von dem Hafen nach seiner Wohnung zu.

20.

Wie alle Neapolitaner mehr oder weniger, empfand auch Agnelillo eine gewisse Scheu vor dem Wasser. Er traute dem treulosen Elemente nicht. Man erzählte zu viel von ertrunkenen Fischern, von den Gefahren des Meeres und seiner Klippen. Seine Phantasie war durch die wunderlichen Märchen seines Volkes, die schon seit seiner Jugend ihm in den Ohren surrten, angefüllt von den geheimnisvollen Fabelwesen, die im Inneren des Meeres ihr Wesen treiben sollten, von den großen Fischen, die die Menschen verschlingen, von den Tieren und Fischmenschen, die sich aus Gott weiß welchem Grund ihrer bemächtigen, sobald sie ihrer habhaft werden können. Kein Wunder also, daß ihn die nächtlichen Ausflüge nach der Villa Marini immer mit einem geheimen Grausen erfüllten.

Bisher hatte er sich aber immer darauf beschränkt, den geheimnisvollen Magnetismus seiner Steinflasche zu beobachten, und wenn der Wind oder die Kraft der Wellen ihn mit seinem leichten Kahn nach dem einen oder anderen Punkt trieben, so folgerte er aus dieser selbstverständlichen und ganz natürlichen Begebenheit, daß der Magnetismus seiner Steinflasche die eigentliche Triebfeder dieser Bewegung sei. Bei den ziemlich regelmäßigen Südwestwinden, die um diese Zeit die Küsten von Süditalien umspielen, war es natürlich, daß diese Richtung immer die Landrichtung war. Da Agnelillo ferner immer an demselben Punkt seine Versuche machte, so war es auch immer der gleiche Punkt der Küste, dem er zutrieb. Das war zufällig der Eingang einer der Grotten unter dem Marinischen Grundstück, und zwar diejenige, welche, am meisten nach Osten vorgeschoben, schon fast das Grundstück des Nachbars berührte.

Heute sollte es nun sein, wie er mehrmals vor sich hin murmelte, heute wollte er die letzte Konsequenz der Salbadereien der alten Zicuzza ziehen. Wohl hatte er mehr als je gegen ein aufsteigendes geheimes Grausen anzukämpfen, aber war er nur deshalb so weit gegangen — so weit — um nun vor dem letzten Schritt zurückzubeben? Agnelillo war feige, abergläubisch, furchtsam, und trotz alledem hatte er die Energie der That. Es gab für ihn Momente, wo sein ganzes Wesen in einer Zwangslage sich befand wie in einem Krampf, wo er sich sagte: „Jetzt muß das und das geschehen oder ich bin verloren." Und das geschah denn auch.

Nun war nur noch eins, was ihn veranlaßte, den letzten Schritt immer und immer wieder hinauszuschieben, oder war das nur ein Vorwand seiner Furcht? Es handelte sich um das Kind in Windeln, von dem die alte Zicuzza mehreremal gesagt hatte, daß es in der Nähe des Schatzes sei: das Kind war nicht da. Alles war da, der alte Mann war da, die junge Dame war da, jetzt sogar zwei, das Wasser, die Bäume, alles, was die alte Zicuzza in der Nähe des Schatzes gesehen hatte, war da, nur das Kind in Windeln war nicht da. Ach Gott, er wußte nicht, wie sehr er selbst sozusagen ein Kind in Windeln war, ein armes, verlorenes Menschenkind, das in den Banden des Aberglaubens und der Dummheit schmachtete.

Nun waren die Brücken hinter ihm abgebrochen. Als er kurz nach Mitternacht seine Wohnung verließ, in den Händen eine kleine geschlossene Blendlaterne und seine Steinflasche, war er der Meinung, daß er wohl nicht wieder dahin zurückkehren werde. Der alte Marini hatte ihn stutzig gemacht, man war ihm auf der Spur, hatte ihn wohl gar schon in Verdacht wegen des Mordes in dem Vicolo sette Dolori. Die Unruhe des Gewissens trieb ihn davon. Vielleicht griffen sie morgen schon nach ihm.

Also mußte es heute sein, heute war er noch frei. Morgen war er wohl mit seinem Schatz schon über alle Berge. Dann konnte werden, was wollte. Auch dem Russo hatte er, schon in diesem Gedankengang befangen, gesagt, die Fremden kämen morgen. Diese Fremden, die morgen kommen sollten, existierten natürlich nur in seiner Phantasie, und deshalb würde er von morgen ab wohl keine Barke mehr zur Verfügung haben. Denn wenn er auch dem Russo wieder eine neue Lüge auftischen konnte, so war es doch sehr die Frage, ob dieser ihm noch einmal glauben werde. Das war also alles vorbei; heute mußte es sein, heute!

„Jetzt," murmelte Agnelillo wieder vor sich hin, „kein Wort mehr, jetzt!"

Und wenn es sein Tod war, es mußte geschehen. Er war wieder in der Zwangslage wie damals am Vicolo sette Dolori. Es ging nicht anders.

Das Wetter war stürmisch, der Himmel mit Wolken bedeckt und die Nacht so finster, daß man die Hand vor den Augen nicht sah. Als er nach dem Hafen kam, tanzte die „Carmelina", ein schmales, zweirudriges Boot, lustig auf den Wellen. Agnelillo hatte die „Carmelina" gewählt, weil er zur Einfahrt in die Grotte ein möglichst schmales Boot haben mußte. Ein großes wäre zu breit gewesen, um sich durch die scharfkantigen Tufffelsen zu zwängen, und ging auch zu tief, um über die Mauerreste, die vom Grunde heraufragten, hinwegzukommen.

Agnelillo bekreuzigte sich, was die Neapolitaner immer thun, wenn sie etwas Wichtiges vorhaben, und stieg in das Boot. Es war, soviel er sehen konnte, kein Mensch da. Der Wind pfiff durch das Tauwerk der Segelkutter, die in dem kleinen Hafen lagen, die Wolken strichen feucht und niedrig am Himmel hin, die Luft war schwül und gewitterschwanger wie bei Scirocco. Agnelillo zwängte zunächst seine Steinflasche zwischen das Sitzbrett und den Boden des Bootes, damit sie durch das Schaukeln nicht umgeworfen werde, dann löste er die Ruder und das Boot selbst und fuhr hinaus in das offene Meer.

Er hielt sich, um nicht gar zu sehr der Brandung ausgesetzt zu sein, immer in einer Entfernung von etwa hundert bis hundertfünfzig Meter von der Küste, öffnete hin und wieder einmal seine Laterne, mit der er einen schmalen Streifen Licht hinüber nach dem Ufer sandte, um sich zu orientieren, wo er sich befand, bemerkte aber dabei gleichzeitig, daß die Brandung sehr heftig war, daß die Wellen hoch aufschäumten an den Uferfelsen, und er sich nur mit großer Vorsicht dem Ufer nähern dürfe.



Die Festhalle des 6. Deutschen Sängerbundesfestes in Graz. (S. 284)
Nach einer Photographie von A. Mayer in Graz.

Etwa eine halbe Stunde später befand er sich gegenüber der Villa Marini. Infolge seiner öfteren Fahrten sah er hier schon an den Felsbildungen, an den Bäumen, die aus dem Park hervorragten, wo er sich befand. Vorsichtig und langsam näherte er sich der Küste. Immer deutlicher und deutlicher vernahm er das Klatschen und Plätschern der Wellen, die weißschäumend am Ufer in die Höhe fuhren, um gleich darauf in Staub und Regen aufgelöst zurückzufallen und der nächsten Welle Platz zu machen. Dann hörte Agnelillo, wie sich das Geräusch der Wasser in langgezogenem, dumpfem und widerhallendem Rollen und Gepolter an den Gewölben der Grotten brach, eine wahre Höllenmusik, bei der sich ihm das Haar sträubte. Die Grotte, der er sich jetzt näherte, schien die größte von allen zu sein, denn das Rollen und Poltern war hier länger und anhaltender als in den übrigen. Agnelillo gruselte es. So schauerlich hatte er es sich doch nicht vorgestellt. Das schwarze geheimnisvolle Loch, das er da vor sich sah, machte mit dem dumpfen Grollen und Rollen in der Grotte selbst den Eindruck, als ob es unmittelbar in die Unterwelt führe. Und dazu kam die wirkliche Gefahr, die darin bestand, daß er jeden Augenblick auf den Mauerresten, die da und dort aus dem Wasser hervorragten, auffahren oder an ihnen zerschellen konnte. War das schon am Tage ein gefährliches Unternehmen, um wie viel mehr nicht in so stockdunkler, stürmischer Nacht. Ein keuchendes, langes Röcheln entfuhr seiner Brust unwillkürlich. Niemals in seinem Leben hätte er geglaubt, daß sich in dem lieblichen

Golf von Neapel solche Orte des Schreckens und Grausens verbergen.

Sollte er wieder umkehren?

Und was dann? Nein! Vorwärts mußte er, und wenn es sein Ende war, nicht rückwärts.

Er holte seine Blendlaterne hervor und suchte sich in dem ihn umbrausenden Wellenspiel so genau wie möglich zu orientieren. Er befand sich jetzt vielleicht nur noch zwei bis drei Meter vom Eingang „seiner" Grotte, bei dem Heben und Senken des Wassers bemerkte er aber, daß er selbst mit der kleinen schmalen „Carmelina" wohl schwerlich hineingelangen könne, weil gerade vor dem Eingang in die Grotte ein massiges Mauerwerk mit Moos und Meertang überzogen heraufragte und den Eingang sperrte. Schwimmend in die Grotte zu gelangen, wäre vielleicht möglich gewesen. Was aber wollte er schwimmend in der rätselhaften, unbekannten, vollständig lichtlosen Grotte anfangen? Und wenn er zurückkam, wäre sein Boot von den Wellen fortgespült gewesen. Nein! Das ging auf keinen Fall. Aber wenn er versuchte, auf dem Mauerwerk selbst festen Fuß zu fassen, so konnte es ihm vielleicht gelingen, mit einer günstigen Welle sein Boot heil und ganz darüber hinwegzubringen, zu heben oder zu schieben, in die Grotte hinein, und es dann wieder zu besteigen.

Wieder röchelte er eigentümlich, wie mutlos und unentschlossen. Wenn die Grotte nur nicht gar so unheimlich, so geheimnisvoll grausig gewesen wäre! Wer weiß, seit wie vielen Jahrhunderten niemand mehr hineingekommen war! Aber das war es auch, was ihn gleichzeitig wieder reizte. An einem Ort, wo alle Tage Menschen hinkommen, brauchte man nicht nach einem Schatz zu suchen. Dieser konnte eben nur da sein, wo niemand hingelangen konnte, und deshalb mußte er eben der erste sein, der hier hinein kam.

Er fuhr ganz dicht an das Mauerwerk heran, das bald aus den Wellen hervorsah, bald von ihnen überspült wurde und unter ihnen verschwand. Der kleine Kahn Agnelillos tanzte über den wilden Wellen und war öfters in Gefahr, an den Felsen zu zerschellen, so heftig schlug er gegen das Gestein an. Dann, mit einer flinken Bewegung, stand Agnelillo plötzlich auf und schwang sich aus dem Kahn auf den Pfeiler, der aus dem Wasser herausragte. Beinahe wäre er ausgerutscht und in die Tiefe gesunken. Sein Gesicht war leichenblaß geworden, und seine Hände, die krampfhaft den Rand des Bootes umklammert hielten, zitterten, seine Zähne klappten hörbar aufeinander, weniger infolge der Kälte des Wassers, als infolge des gehabten Schreckens.

Rudolf v. Bennigsen †. (S. 286)
Nach einer Photographie von Jul. Braatz (Inh. G. Michelis) in Berlin.

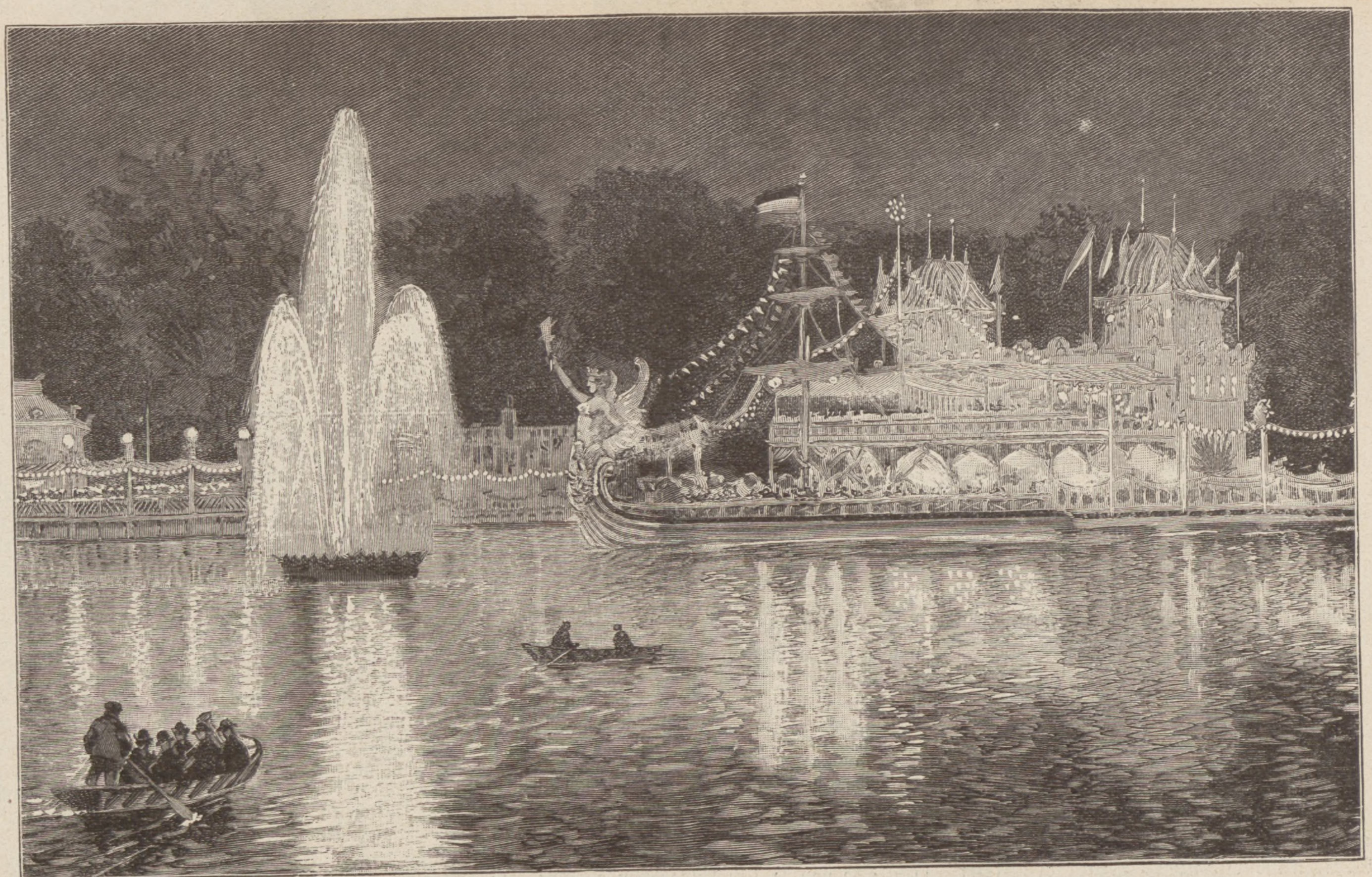
Als er erst sicher stand, war sein Unternehmen, die Barke über den Pfeiler hinwegzuheben, nicht einmal so sehr schwierig. Die ewig auf und ab rollenden Wasser der Brandung halfen ihm dabei, und kaum zehn Minuten später stand die Barke zur Hälfte schon in der Grotte, von Agnelillo gehalten. Behend und gelenkig, wie er war, schwang er sich wieder hinein; nun konnte es vorwärts gehen. Das Gefährlichste war überwunden. Nun kam das Schaurige, das Gruselige. Nun stand er da vor der Grotte.

Leise, mit beklommenem Atem senkte er die Ruder wieder ins Wasser und ließ seine Laterne spielen nach allen Richtungen.

In der Grotte selbst war das Wasser natürlich ruhiger, weil die Brandung durch den schmalen Eingang nur abgeschwächt eindringen konnte, statt dessen echoete aber das Geräusch der an die Wände klatschenden Wasser von den hohen und weiten Wölbungen in unaufhörlicher monotoner Weise durch den finsteren Raum. Dem abergläubischen, bis zum Wahnsinn aufgeregten und vor Furcht zitternden Agnelillo kam das wie Geister- und Gespenstergeflüster vor. Er wagte kaum zu atmen, kalter Schweiß trat ihm aus allen Poren, und er handhabte die Ruder so leise, daß nur kleine, leise gurgelnde Strudel und Wellchen entstanden. Aber auch dieses Geräusch hallte in sonderbar verstärkter Weise von den Wölbungen wider.

Agnelillo suchte sich zunächst zu orientieren, und nach und nach gewöhnte sich auch sein Auge an die ihn umgebende Dunkelheit. Wäre er nicht so entsetzlich dumm und unwissend gewesen, so hätte er bei ruhiger Ueberlegung bald finden müssen, daß er sich in einem allerdings sehr verfallenen, aber doch für das kundige Auge noch erkennbaren altrömischen Baderaum befand. An der Decke waren sogar noch Stuckreste, die ursprünglich weiß, jetzt aber grau, verwittert, mit Flechtengewächsen überzogen waren. An den Wänden, von denen der Putz abgefallen war, erschien bei genauerer Betrachtung das für die römische Kaiserzeit so charakteristische netzförmige Mauerwerk, mit dem man den Felsgrund überzogen hatte. Das konnte demnach einem Bau angehören, der aus dem ersten bis dritten Jahrhundert v. Chr. stammte, aber Agnelillo sah natürlich von all dem nichts. Er suchte seinen Schatz und hatte nur Augen für diesen, und außerdem sah er höchstens noch die Gespenster, die nicht da waren, die ihn seine Furcht aber in dem Dunkel vor ihm erblicken ließ.

Er fuhr nun, sich vorsichtig immer an die Wand zur Rechten haltend, nach dem Hintergrund des Raumes, wo er einen noch sehr gut erhaltenen gemauerten Gang entdeckte, der, langsam ansteigend, an den Windungen mit Treppenstufen unterbrochen, wahrscheinlich nach den oberen Teilen der antiken Villa



Von der Oberlausitzer Gewerbe- und Industrie-Ausstellung in Zittau: „Reichsdampfer" und Leuchtfontäne. (S. 286)

geführt hatte. Agnelillo klapperten die Zähne, als er das neue Geheimnis sah. Er wußte natürlich von der römischen Kaiserzeit nichts, und auch von ihren Badeeinrichtungen und ihrer Bauweise hatte er keine Ahnung. Aufgewachsen in dem neapolitanischen Volksglauben war ihm das alles nur Heidentum und Gespensterwesen. Aber er sagte sich doch, daß er in den Gang hineingehen müsse, um zu sehen, ob dort sein Schatz nicht verborgen sei. Er stieg also mit seiner Laterne und seiner Steinflasche aus, betrat den mit Schutt und Geröll bedeckten Gang, nachdem er vorsichtig seine Barke mit Steinen, die er auf die Kette legte, befestigt hatte, und ging, sorgfältig vor sich hin leuchtend, den Gang aufwärts.

Plötzlich erweiterte sich der Gang zu einem kleinen, aber noch sehr gut erhaltenen Zimmer, an dessen Wänden man sogar noch die Spuren einstiger Malereien bemerken konnte, wenn man aufmerksam hinsah. Aber Agnelillo that das nicht, sondern seine fieberhaft erregte Phantasie sah auf dem Boden des Zimmers eine menschliche Gestalt, in einen weiten, schwarzen Mantel gehüllt, auf dem Haupte einen verrosteten Helm, liegen, die über ein kleines, eisenbeschlagenes Holzkästchen, an dem noch Silbereinlagen zu bemerken waren, hinweggefallen zu sein schien. Wer weiß, was Agnelillo bei diesem Anblick dachte: er fing plötzlich so sehr an zu zittern, daß er wankte und taumelte, bis er endlich mit dem lauten Schrei: „Don Leone! — Don Leone!“ auf den Steinboden niederstürzte.

Das unaufhörliche, eintönige Wellenecho an den Wänden des Bades wurde auf Augenblicke unterbrochen. „Don Leone! — Don Leone!“ schallte es bald hier, bald da, als ob ein ganzer Geisterchor die letzten Rufe Agnelillos nachgeäfft und ihn verspottet hätte ob der Täuschung, die ihm seine Gewissensangst bereitete — — — dann wieder das alte, geisterhafte Schweigen, die mehr als tausendjährige Ruhe einer versunkenen Welt, einer in Grabesstille träumenden Vergangenheit, die nur von dem rastlosen Wellenschlag, der an den Wänden der Grotte murmelnd anschlug, unterbrochen wurde.

Anstatt sich preiszugeben, hatte das hier schlafende Geheimnis einer vom Sturme der Zeit verwehten Kultur den frevlen Eindringling, der sich in räuberischer Absicht genaht, vernichtet. Agnelillo regte sich nicht mehr, Angst, Aufregung, Schreck hatten ihn getötet, der Aberglaube ein neues Opfer erhalten!

(Fortsetzung folgt.)



Die Berliner Börse. (S. 286)

Illustrierte Rundschau.

Als das **größte Segelschiff der Welt** hat der für die Hamburger Firma F. Laeisz auf der Werft von J. C. Tecklenborg in Bremerhaven erbaute Fünfmaster **„Preußen“** seine erste Reise von der Weser nach Iquique angetreten. Es ist dies das vierte Segelschiff für transatlantische Fahrt, das als Fünfmaster erbaut worden ist; es unterscheidet sich indessen wesentlich von seinen Vorgängern. Der „Preußen“ ist 133,5 Meter lang bei einer größten Breite von 16,40 Meter und einer Raumtiefe von 10,25 Meter. Die Wasserverdrängung beträgt 11,150 Tonnen, die Tragfähigkeit 8000 Tonnen. Das aus deutschem Stahl gebaute Schiff ist also im stande, eine Ladung von 80,000 Sack Getreide von je 100 Kilogramm aufzunehmen. Als Vollschiff getakelt, führt es an allen fünf Masten Rahen; die Zahl seiner Segel beläuft sich auf 43. — Einen großartigen Verlauf hat in der letzten Juliwoche das **6. Deutsche Sängerbundesfest in Graz** genommen. Die Beteiligung aus allen Teilen des Deutschen Reichs und Deutsch-Oesterreichs war außerordentlich groß; gegen 18,000 Festteilnehmer zählte man. Auch Vertretungen der deutschen Sänger in der Schweiz, in Nordamerika, in England und Rußland waren erschienen. Die großen Konzerte vereinten auf dem Podium der Festhalle 7000 Sänger, die wiederholt im vollen Chor sangen, in Abwechslung mit den Vorträgen einzelner Vereine. Die Darbietungen alle bezeugten die hohe künstlerische Pflege, die gegenwärtig der Männergesang im Norden und Süden des Vaterlandes und namentlich auch in den deutschen Gauen Oesterreichs findet. Die geistige Zusammengehörigkeit der deutschen Stämme wurde in begeisternder Weise zum Ausdruck gebracht. Auch der glänzende Festzug mit dem Bundesfestwagen, auf welchem Germania und Austria in trauter Nachbar-



Weidmannsheil. Nach einem Gemälde von L. Paulus. (S. 286)

schaft thronten, trug hierzu das seinige bei. — **Rudolf v. Bennigsen,** der am 8. August verstarb, war von allen noch am Leben befindlichen deutschen Politikern derjenige, der an der Lösung der deutschen Frage, wie sie die Gründung des Deutschen Reiches brachte, den lebendigsten Anteil gehabt hat. Er gehörte zu den Gründern des Nationalvereins und war bis 1867 dessen Vorsitzender. Am 10. Juli 1824 in Lüneburg als Sohn eines Offiziers geboren, trat er 1846 als Amtsauditor in den hannöverischen Staatsdienst. Er war Richter am Obergericht in Göttingen, als er 1855 in die Zweite Kammer gewählt ward; da ihm die Regierung die Erlaubnis zur Annahme des Mandats versagte, nahm er 1856 seinen Abschied und zog sich auf das Familiengut Bennigsen am Deistergebirge zurück. In der hannöverischen Kammer trat er an die Spitze der liberalen und nationalen Opposition gegen das Ministerium Borries. Nach der Annexion von Hannover in das preußische Abgeordnetenhaus gewählt, unterstützte er Bismarcks nationale Politik und bewirkte mit anderen die Gründung der nationalliberalen Partei. Seine Haltung als Führer derselben im Abgeordnetenhaus und im Deutschen Reichstag, bis er 1883 seine Mandate niederlegte, blieb stets eine konsequente, besonnene, maßvolle. 1873 bis 1879 war er Präsident im Abgeordnetenhause. Der Plan Bismarcks, ihn in das Ministerium zu ziehen, zerschlug sich 1878. Von 1868 ab war er Landesdirektor der Provinz Hannover. 1888 wurde er Oberpräsident derselben. — Die **Oberlausitzer Gewerbe- und Industrie-Ausstellung in Zittau** erfreut sich nicht nur einer sehr geschmackvollen Anordnung der eigentlichen Ausstellungsgegenstände; die verschiedenen Ausstellungsgebäude fügen sich auch sehr malerisch dem Rahmen ein, den der Weinaupark mit seinen schönen Gartenanlagen und herrlichen Baumgruppen bietet. In besonders origineller Weise sind die Motive, die der große Weiher bot, ausgenutzt worden. An einem in das Wasser vorspringenden Gelände erhebt sich das Restaurant **„Der Reichsdampfer"** in Gestalt und Anlage eines großen Seedampfers. Von beiden Ufern führt eine breite Schiffsbrücke „an Bord" des Fahrzeugs, dessen mit wehenden Flaggen und Wimpeln geschmücktes „Deck" des Abends gleich den „Kajüten" im Glanz der elektrischen Beleuchtung erstrahlt. Den fesselnden Mittelpunkt des nächtlichen Schauspiels bildet die **Leuchtfontäne** inmitten des Teichs, deren haushoher Wasserstrahl im Widerschein der künstlichen Beleuchtung zauberhaft schimmert.

Die Berliner Börse.

(Mit Bild auf Seite 281.)

Nicht weit vom königlichen Schloß, gegenüber den Museen, von diesen nur durch die Spree getrennt, erhebt sich die Berliner Börse. Von der Friedrichsbrücke aus überschaut man am besten die lang hingestreckte Front des von Hitzig 1859 bis 1863 errichteten Gebäudes mit ihrer doppelten Säulenreihe. Das Material ist Werkstein. Oben über dem Mittelbau stellt eine von R. Begas modellierte Sandsteingruppe die Borussia dar, Ackerbau und Handel schirmend; auf den Flügeln sehen wir eine ganze Reihe kleinerer allegorischer Gruppen und Figuren. Der Hauptsaal der Börse hat eine Länge von 101 Meter und eine Breite von rund 27 bei einer Höhe von 20 Meter und wird durch zwei Arkadenreihen in drei Abteilungen geschieden. Die Säulen sind aus poliertem Granit, die Wände aus Stuckmarmor, die Decke ist schön kassettiert. Hier spielt sich in den Mittagsstunden der Hauptbörsenverkehr ab, und zwar sind die beiden ersten Drittel des Saales für den Handel mit Wertpapieren, das letzte Drittel für den mit Erzeugnissen der Landwirtschaft bestimmt.

Weidmannsheil.

(Mit Bild auf Seite 285.)

Die Jagd in den Alpen, zumal die auf Gemsen, ist nicht ohne Tücken und Gefahren. Schwer kommt der Jäger zum Schuß, falls nicht ein großes Treibjagen veranstaltet worden ist; die Gemse ist scheu und vorsichtig, sie ist sich der Gefahr, die ihr durch den Menschen droht, wohl bewußt und flüchtet bei dem geringsten Verdacht in die unzugänglichsten Gegenden, in die ihr der Jäger oft erst nach stundenlangem und nicht ungefährlichem Marsch folgen kann. Sobald ihr aber ein Windhauch die Witterung des nachspürenden Feindes zuträgt, ist sie gewöhnlich für den ganzen Tag unnahbar. Mit dem glücklichen Schuß ist zumeist der Jäger noch lange nicht am Ziel. Oft flüchtet die verendende Gemse in einen unzugänglichen Felsenspalt oder sie stürzt ab, fällt in eine jähe Tiefe oder auf einen Felsvorsprung, auf dem sie, wie auf unserem Bild, ein Strauch vor dem weiteren Hinabfallen schützt. Ueber schroffe Felsen kletternd, muß sich der Gemsenjäger gar oft an solche Stelle begeben, um seine Beute endlich zu erreichen. Der Jägergruß „Weidmannsheil" ist für ihn wirklich ein Heilruf nach überwundenen Gefahren.

Das große Buschfeuer.

Ein Erlebnis in Australien.

Von J. P. Hansen.

Es war am Nachmittag des 27. Februar 1865, eines Tages von unheilvoller Bedeutung für die Kolonie Viktoria. Ich stand müßig vor der Thür meines kleinen Farmhauses, das, umgeben von einigen geklärten und kultivierten Aeckern, sich mitten im Busche befand.

Da sprengte auf seinem Schimmel mein Nachbar Smith heran. Die Nachbarschaft war freilich eine etwas ferne, denn seine Farm lag über eine englische Meile weiter südlich, ebenfalls im Busche.

„Hallo, Wilmot!" rief er.

„Was soll's, Nachbar?" fragte ich.

„Habt Ihr schon das Neueste gehört?"

„Nein. Habe heute niemand aus der Gegend gesprochen und seit vier Tagen auch keine Zeitungen gelesen. Ist vielleicht wieder einmal ein außergewöhnlich großer Goldfund gemacht worden?"

„Nein, es handelt sich um etwas anderes," erklärte Smith. „Ein räuberischer Ueberfall hat letzte Nacht stattgefunden auf Gardiners Schäferei."

„Alle Wetter! Das ist ja nur zehn Meilen von hier! Aber gewiß hat doch Gardiner sich und sein Eigentum tapfer verteidigt?"

„Ja, das dürft Ihr glauben, Nachbar. Zufällig übernachteten auch einige Buschpolizisten bei ihm — ein wahrer Glücksfall! Gardiner, seine Leute und die Polizisten besiegten die Räuber nach hartem Kampfe; drei davon sind getötet, vier verwundet und mit zwei anderen gefangen; nur einer entwischte. Zu bedauern ist's, daß es gerade der Hauptmann der Bande war. Everard Young heißt er."

Smith wollte weiterreiten. Plötzlich aber hielt er sein Pferd wieder an und sagte: „Mir scheint's, ich verspüre einen brenzligen Dunst in der Luft."

„Das habe ich auch schon zu bemerken geglaubt," versetzte ich. „Jedenfalls muß irgendwo ein Buschfeuer wüten."

„Das könnte vielleicht, wenn's näher kommt, auch für uns Leute im Walde hier gefährlich werden, da alles so ausgetrocknet ist nach der gewaltigen Sommerhitze der letzten Monate."

„Wir wollen hoffen, daß wir von solchem Unglück verschont bleiben! Buschbrände sind ja hierzulande häufig, zum Glück aber erstrecken sie sich gewöhnlich nur über einen kleinen Bezirk."

Mein Nachbar schaute mit bedenklicher Miene ein Weilchen nach Westen und rief dann erregt: „Seht dort, das sind keine sich zusammenballenden Wolken; es sind ferne Rauchmassen. Ein furchtbares, uns sich näherndes Buschfeuer ist's! Ich muß schleunigst nach Hause eilen, um die Meinigen zu beruhigen, die vielleicht schon in Aengsten sind. Lebt wohl, Nachbar!"

„Kommt gut nach Hause!"

Er spornte sein Pferd und sprengte davon nach Süden, wo ich ihn bald hinter den grünen Büschen verschwinden sah. Es war mir nicht vergönnt, den braven Mann wiederzusehen, denn er kam mit den Seinigen in den Flammen um. —

Ich hielt vorerst die Gefahr für nicht bedenklich. Vielleicht lag es mit daran, daß ich an etwas ganz anderes dachte, das mir unablässig durch den Sinn ging. Der Name Everard Young war mir aufgefallen. Smith hatte ja gesagt, daß so der entwischte Anführer der Buschräuber heiße.

Acht Jahre zuvor, als ich von England nach Australien fuhr, war mein liebster Reisegefährte und Kamerad Everard Young, der aus demselben kleinen Orte stammte, in welchem auch meine Wiege gestanden hatte. Gleich nach der Ankunft hatten sich unsere Lebenswege getrennt; er war nach den Golddistrikten gewandert, ich ein kleiner Farmer geworden. Nie hatte ich seitdem wieder etwas von Everard gehört.

War er, der heitere, lebenslustige und freilich auch recht leichtsinnige Mensch, ein Buschräuber geworden? Nein, das vermochte ich nicht zu glauben. Die Namensgleichheit mochte wohl nur eine zufällige sein.

Meine Frau Edith kam heraus mit meinem kleinen Sohne Charles. Sie hatte auch den brenzligen Dunst bemerkt und bezeigte sich darüber ängstlich. Ich beruhigte sie jedoch und ging mit ihr ins Haus zurück. Obgleich es noch nicht spät war, dunkelte es doch auffallend rasch. Es war der graue Dunst, der den Himmel verfinsterte.

Wir beschäftigten uns mit allerlei Arbeiten; da rief plötzlich mein kleiner Charles, der am Fenster stand: „Vater, ich sehe Feuer!"

Ich lief zum Fenster und blickte hinaus. Richtig! Deutlich wahrnehmbarer Flammenschein zeigte sich unheimlich am westlichen Horizont. Das war der nahende Buschbrand.

„Rasch, Edith!" schrie ich. „Das Buschfeuer kommt uns über den Hals. Wir müssen flüchten, und zwar eilends nach Osten zu, um aus dem Walde auf die große baumfreie Ebene zu gelangen, wo wir Sicherheit finden werden."

Ich raffte mein bares Geld und einige Wertsachen zusammen. Edith that desgleichen. Dann nahmen wir den kleinen Charles bei der Hand und verließen das dem Verderben geweihte Haus. In diesem Augenblick sprang hinter den Büschen ein Mann hervor und rannte auf uns zu.

Er war etwa dreißig Jahre alt, von stattlichem Wuchs, mit kühnem Antlitz, gut gekleidet, wenn auch etwas buschmäßig, und versehen mit einem Revolver und einem langen Messer, welche in einem breiten Gurt steckten.

Ich erkannte ihn sofort. „Everard!" rief ich bestürzt.

„Ja, ich bin's, lieber John," versetzte er, anscheinend etwas betroffen.

„Was machst du hier im Walde?"

„Ich bin auf der Flucht."

„Du — du bist also wirklich der geflüchtete Buschräuber?"

„Du irrst dich darin nicht. Ja, es ist so."

„Das hätte ich wahrlich nicht für möglich gehalten."

„Mein lieber Junge, man weiß nie, was alles aus einem Menschen werden kann. Ich bin eben ein Buschräuber geworden. Und du kannst darüber froh sein. Mehrmals wollten meine Genossen deine einsame Farm überfallen und ausplündern. Aber ich beschützte dich. Doch von alledem zu reden, ist jetzt nicht die rechte Zeit. Es gilt die Rettung des Lebens. Der Busch brennt!"

„Ich weiß. Von Westen naht die Gefahr. Wir müssen nach Osten flüchten."

„So scheint es jetzt. Doch im Osten ist's noch schlimmer."

„Dann, fürchte ich, sind wir verloren."

„Noch nicht! Nach Norden oder Süden

wird das Entrinnen aus dem Walde wohl möglich sein."

„Also nach Norden, denn nach dieser Richtung gelangen wir rascher ins Freie."

„Vorwärts also! Nach dem Geleise! Auf dem müssen wir entlang rennen." Er meinte das Schienengeleise der Eisenbahn, die von Melbourne über Kyneton, Castlemaine, Sandhurst nach Echuca am Murrayflusse führt. Diese Bahn war erst seit kurzem fertig geworden.

Wir eilten, so schnell wir konnten, nach nordwestlicher Richtung und erreichten den Bahnkörper, auf dem wir entlang rannten.

„Das Feuer! Das große Feuer!" schrie angstvoll mein kleiner Charles. „Es kommt von allen Seiten auf uns zu!"

Young nahm den Knaben auf den Arm. Ich riß meine vor Angst fast wahnsinnige Frau mit fort. So kamen wir etwas rascher vorwärts. Freilich mußten wir nachgerade zu der Ueberzeugung gelangen, daß unsere Anstrengungen nutzlos sein würden. Das Knistern und Prasseln der Flammen wurde immer vernehmbarer und unheimlicher, die Hitze immer ärger und das Atmen sehr erschwert in der raucherfüllten Luft.

Wir befanden uns schließlich auf einer Stelle, wo die Bahn sich durch eine lange, schmale Waldblöße hinzog. Rechts und links von uns Flammenschein und Funkenregen, und am Ende der langen Lichtung, wo die Bäume und Büsche wieder dicht an den Bahnkörper herantraten, schossen jetzt plötzlich auch Funkengarben in die Luft.

„Es hilft kein Zögern," sagte Everard. „Wir müssen hindurch. Mut! Es ist ein Lauf von zehn Minuten, freilich wie durch die Hölle."

Nun, wir versuchten es mehrmals. Aber jedesmal trieb uns die fürchterliche Hitze zurück, die unsere Haare versengte, und der Rauch, der unsere Gesichter schwärzte und uns fast erstickte.

„Es ist unmöglich, durchzukommen, wir müssen auf dieser Waldblöße ausharren," rief Young.

„Die furchtbare Hitze wird uns töten," stöhnte ich. Meine Frau und der kleine Charles sanken ächzend neben dem Schienengeleise auf den Erdboden. Es war herzzerreißend. Ich glaubte an keine Rettung mehr, hatte jede Hoffnung aufgegeben.

Da wurde plötzlich fernes dumpfes Rollen vernehmbar.

„Rettung naht!" rief Young. „Ein Eisenbahnzug!"

„Wie ist das möglich? Eine solche Verwegenheit!"

„Bah, der Zugführer wird wahrscheinlich geglaubt haben, daß die Gefahr nicht so groß sei, und ist kühn darauf losgefahren. Jetzt muß er vorwärts, so gut es gehen will."

So verhielt es sich wirklich. In Castlemaine hatte man den Zugführer gewarnt, und einige ängstliche Passagiere waren dort ausgestiegen, der Zugführer aber hatte gemeint, es sei wohl noch nicht so schlimm, er sei schon früher etlichemal durch Buschfeuer gefahren, es könne auch diesmal ohne Schaden gewagt werden. Der Erfolg bewies denn auch, daß er recht hatte.

„Der Zug wird aber unsertwegen hier nicht anhalten, da die Gefahr für ihn selbst zu groß ist," sagte ich.

„Er muß!" rief Everard wild. „Ich werde es erzwingen. Jeder Lokomotivführer wird die Maschine stoppen, wenn er einen Menschen auf dem Schienengeleise stehen sieht."

Er stellte sich mitten aufs Geleise hin und schwenkte seinen Hut.

„Wenn er in dem Rauch und Funkenwirbel dich nicht rechtzeitig bemerkt, wirst du zermalmt —"

„Es wäre nicht viel daran gelegen, guter John. Für ein verfehltes Leben paßt ein solcher Tod. Werden wir nicht auf diese Weise gerettet, so giebt's keine Hilfe für uns."

Von Süden her brauste der Zug heran.

„Halt!" schrie mit der ganzen Kraft seiner Stimme Everard Young. „Halt!"

Ich glaubte kaum, daß der Zugführer ihn hörte, aber glücklicherweise sah er ihn. Er bremste. Langsamer rollte der Zug und hielt endlich an, etwa zwanzig Meter von uns, und wir liefen auf ihn zu.

Young sprang sofort auf die Lokomotive, während ich mich mit meiner Frau und Charles in den ersten Wagen rettete.

„Verwünscht!" murmelte der Zugführer, nach vorn blickend. „Das sieht bös aus vor uns. Habe es vor einer Stunde nicht für so arg gehalten, sonst wäre ich lieber in Castlemaine geblieben."

„Vorwärts müßt Ihr; zurück könnt Ihr nicht mehr," drängte Young.

„Das weiß ich. Liegen da vorne Hindernisse auf dem Geleise, ein umgefallener brennender Baumstamm oder dergleichen?"

„Ich glaube nicht. Zu Fuß konnten wir ja nicht durch, aber mit der Lokomotive wird's schon angehen."

„Ich muß Euch kennen, Sir," meinte der Lokomotivführer mit einem argwöhnischen Blick auf Young. "Eure Stimme — wer seid Ihr?"

„Daran ist nichts gelegen. Mir scheint, Ihr habt keine Minute zu verlieren."

„Das ist freilich wahr. Diese Höllenfahrt durch die Glut muß riskiert werden."

„Vorwärts also!"

Die Maschine wurde in Bewegung gesetzt. Zuerst etwas langsam, dann mit rasch steigender Geschwindigkeit rasselte der Zug vorwärts. Rechts und links von uns prasselnde Flammen, Funkenregen und feuriger Qualm. Der Atem stockte uns. Wir waren dem Ersticken nahe. Aber wir kamen glücklich hindurch. Nach einigen Minuten befanden wir uns auf dem freien Felde; die Gefahr lag hinter uns.

Jetzt wendete sich der Lokomotivführer aufatmend wieder an Young, der neben ihm stand.

„In einer Viertelstunde werden wir in Sandhurst sein," sagte er, den Räuber scharf musternd.

„Bitte, mäßigt die Geschwindigkeit des Zuges, Sir," versetzte Young.

„Warum?"

„Ich will hier abspringen."

„So, so!"

Anstatt der Bitte nachzukommen, steigerte der Lokomotivführer noch die Geschwindigkeit des Zuges.

„Ihr wollt nicht?" fragte Young argwöhnisch.

„Nein!"

„Warum nicht?"

„Ich will's dir sagen, mein Bursche. Ich erkenne dich nun trotz deines rauchgeschwärzten Gesichts. Du bist Everard Young, der Buschräuber! Und ich bin Tim Cropdale, einst der glückliche Goldgräber von Ballarat, den du vor drei Jahren mit deiner Bande gründlich ausgeplündert hast, so daß ich, anstatt als Rentier leben zu können, wieder zu meinem früheren Berufe zurückkehren und auf die Lokomotive steigen mußte. Ich nehme dich fest und liefere dich in Sandhurst der Polizei aus. — He, Jack!"

Der Heizer näherte sich.

„Hilf mir, diesen Menschen dingfest zu machen."

Gleichzeitig drangen beide auf Young ein. Dieser stieß einen wilden Fluch aus, riß sich ungestüm los von den beiden Männern, die ihn halten wollten, und sprang von der in vollster Fahrgeschwindigkeit dahinrasenden Lokomotive ab.

Ein solcher Absprung ist bekanntlich sehr gefährlich und gelingt höchst selten. Young überschlug sich und stürzte dann mit solcher Gewalt zu Boden, daß er regungslos liegen blieb.

Der Zug hielt sofort, aber wir konnten nur seine Leiche bergen und den Gerichten in Sandhurst übergeben. —

Als das große Feuer erloschen war, begab ich mich nach meiner Farm zurück. Ach, meine Heimstätte war, wie so viele andere, völlig vernichtet.

Ich siedelte mich nicht wieder im Busche an. Bei Castlemaine pachtete ich eine Gärtnerei, die ich später kaufte und die jetzt gut geht.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Der Hofperückenmacher. — Es war im Jahre 1730. Ueber das Königreich Preußen herrschte König Friedrich Wilhelm I. in Berlin, und über dem Reich der Mode schwang Lubin, der Hoffriseur am französischen Hofe zu Paris, das Scepter. Meister Lubin war damals der Baumeister aller monumentalen Kopffrisuren der eleganten Damenwelt, und seine Kunst darin wurde von niemand übertroffen.

Die Perückenmacher der damaligen Zeit wurden für wirkliche Künstler gehalten, und ihre Zunft allein genoß das Privilegium des Schwerttragens.

Unter den Lehrjungen des Meisters Lubin befand sich ein hübscher und gefälliger Junge, Namens Léonard. Dieser war verliebt in seine Kunst, aber nicht minder auch in das Töchterlein seines Lehrmeisters, die schöne Oliveta, ein anmutiges Mädchen von sechzehn Jahren mit kirschroten Lippen und wundervollen Augen.

Aber Meister Lubin erklärte feierlich, daß nur der sein Nachfolger im Geschäfte werden könne, der sich früher oder später ausweisen könnte damit, ein gekröntes Haupt frisiert zu haben; das war die Bedingung für seinen zukünftigen Schwiegersohn. . . .

Da erhielt Léonard eines Tages ein Schreiben aus Berlin; es war von seinem Onkel, einem ehrsamen Schuhmacher, der sich dort ansässig gemacht hatte. Dem Onkel ging es gut, und darum lud er seinen Neffen ein, sich ebenfalls in Berlin niederzulassen. Die Berliner waren damals dem Fremden Freund, besonders wenn diese aus Paris kamen.

Anfangs hatte Léonard nur wenig Lust dazu. Wie sollte er auch sein ihm lieb gewordenes Paris verlassen und seine — Oliveta?

Aber Oliveta hielt ihn selbst dazu an, es hing ja möglicherweise die Zukunft beider davon ab. Und so verließ Léonard traurig die Ufer der Seine und vertauschte sie mit den Ufern der Spree.

Sein Onkel täuschte ihn nicht. Er zählte die besten Gesellschaftskreise zu seinen Kunden, und die meisten derselben nahmen bald auch die Kunst Léonards in Anspruch. So besorgte der Onkel die Fußbekleidung, der Neffe dagegen die Kopffrisuren der elegantesten Damen- und Herrenwelt Berlins.

Der Name „Léonard" wurde bald berühmt und seine Kunst von den höchsten Herrschaften gesucht. Nur eines fehlte noch zu seinem vollständigen Glücke: ein gekröntes Haupt frisieren zu dürfen und der Hoftitel vor seinem Namen.

Groß war deshalb seine Freude, als ihn eines Tages die Königin zu sich rufen ließ. Freilich war der Hof Friedrich Wilhelms nicht ein Hof Ludwigs XV., aber ein Königshof war er doch.

Léonard begab sich zur bestimmten Stunde in den königlichen Palast, das Schwert an der Seite, den Dreispitz unter dem Arme. Er wurde eingeführt. Unter seinen Künstlerhänden wuchsen die phantasiereichsten Frisuren: die Haare der hohen Damen vom Hof wurden gekämmt, geflochten, gepudert, gehoben und aufgetürmt über der Stirn, so reizend schön und entzückend, daß Léonard das größte Lob erntete.

„Man fühlt sich unwillkürlich nach Versailles versetzt," bemerkte eine der Hofdamen entzückt.

Und diese Bemerkung war für den Haarkünstler die größte Auszeichnung. Die Frisur der Königin war ihm ganz besonders geglückt, das Bewußtsein, ein gekröntes Haupt frisiert zu haben, machte ihn im Hinblick auf seine Liebe ungemein hoffnungsvoll

Eben war er mit seiner Arbeit fertig, und schon schickte er sich zum Fortgehen an, als sich plötzlich eine derbe Stimme hören ließ, die unter den Anwesenden eine nicht geringe Bestürzung hervorrief.

„Was soll diese Maskerade bedeuten?“

Der Mann, aus dessen Munde diese Worte kamen, war eine hohe hagere Gestalt. Seinen Kopf bedeckte ein Filzhut, und einen Stock mit elfenbeinernem Griffe hielt er unter dem Arme.

Es war König Friedrich Wilhelm I.

Die Königin stotterte eine Ausrede, sie sprach von einer Audienz, in welcher der neue französische Gesandte empfangen werden sollte.

„Sind Sie närrisch geworden, Madame,“ unterbrach sie der König, „und glauben Sie, daß ich Ihre Maskerade so ruhig mit ansehen kann?“

Und zu Léonard gewendet, fuhr er fort: „Du hast eine schöne Arbeit gemacht — aber eine höchst lächerliche. Meiner Ansicht nach wirst du die schönste Arbeit erst jetzt ausführen: ich befehle dir, sämtliche hier anwesenden Damen sofort kahl zu scheren. Was Sie betrifft, Madame,“ fügte er hinzu, sich zur Königin wendend, die ihn zu beschwichtigen suchte, „so will ich bei Ihnen als Königin von Preußen eine Ausnahme machen und Sie von dieser Prozedur ausschließen.“

Alle Bitten und Proteste waren umsonst.

Als diese schreckliche Exekution vorüber war, wandte sich der König zu dem Vollzieher seines Willens: „Jede Arbeit,“ sagte er, „will ihren Lohn, was gab dir die Königin dafür?“

„Zehn Thaler.“

„Fürwahr, Madame, Sie sind nicht sehr großmütig, dieser junge Mann muß sich einen sauberen Begriff machen von unserem Hofe.“

„Sire . . . ich war der Meinung . . .“ stotterte die Königin.

„Nun, ich will freigebiger sein und deine Dienste besser honorieren, mein Junge. Wie viel bin ich dir schuldig für die Durchführung meines Befehls?“

„Ganz nach Belieben, Sire,“ stammelte der Haarkünstler.

„Bist du zufrieden mit fünfundzwanzig?“

„Ja, Sire,“ entgegnete Léonard und neigte sich tief zur Erde . . . „Au weh, au weh, au weh . . .“

Und die Stockhiebe des Königs fielen wie dichter Hagel auf den gekrümmten Rücken des Künstlers, indes der König dabei ganz gewissenhaft zählte: „Ein Thaler, zwei Thaler . . .“

Léonard war herzlich froh, als er aus dem Schlosse war, packte schleunigst seine Habseligkeiten zusammen, verließ Berlin und kehrte nach Paris zurück zu seinem Meister.

Sein sehnlichster Wunsch aber war erfüllt, denn er hatte ein gekröntes Haupt frisiert, und das genügte für seine Zukunft. Sein ehemaliger Meister war vollkommen befriedigt, und Léonard wurde sein Schwiegersohn, dem er bald darauf sein einträgliches Geschäft abtrat.

Die Affaire mit dem König verschwieg Léonard natürlich, und wenn einmal über den als geizig geltenden König Friedrich Wilhelm gespöttelt wurde, pflegte er zu sagen: „Gerade das Gegenteil, meine Herren, ich habe ihn zu meiner Zeit als einen ungemein freigebigen Herrn kennen gelernt.“ [F. H.]

Humoristisches.



Trost.

Ich bin ganz unglücklich, mein Gedächtnis wird von Tag zu Tag schwächer.
— Na, was schadet das, deine Gläubiger werden sich schon von selbst melden.

In der Studentenkneipe.

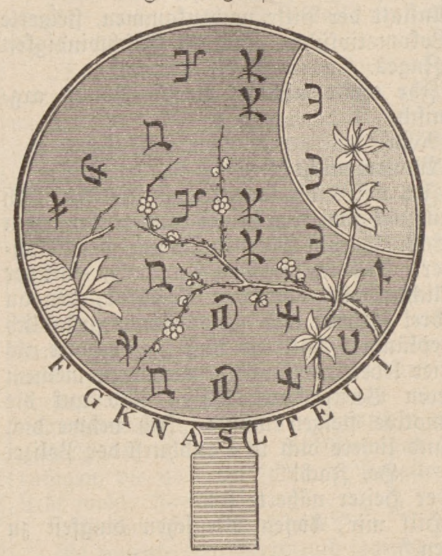
Kellner: Meine Herren, da ist der Dienstmann, der Ihnen diese Nacht behilflich gewesen ist!

Die Studenten: Wir sind doch per Droschke weggefahren!

Kellner: Allerdings; aber er hat geholfen . . . einladen!

Eine Dampfwagenfahrkarte vom Jahre 1838. — Eine Fahrt auf der Eisenbahnstrecke Dresden-Leipzig nannte man zuerst ganz richtig Dampfwagenfahrt. An dem Billetschalter einer solchen Dampfwagenstation ging es damals noch nicht sonderlich lebhaft zu; denn auf jedem Billet wurde Monat, Datum und Nummer des Platzes mit Bleistift eingetragen. Als Nummer eins der auf der Rückseite des Billets gedruckten Bemerkungen stand: „Dieses Billet ist nur für den Tag, die Fahrt und den Platz gültig, welche darauf bemerkt sind.“ Weiter heißt es unter Nummer vier der Bemerkungen: „Beim ersten Signal mit der Glocke muß jedermann sofort seinen Sitz einnehmen, von welchem niemand während der Fahrt aufstehen darf.“ Nummer fünf dieser Vorschriften verbietet das Rauchen in der ersten Wagenklasse; es ist die einzige unter den angeführten Bestimmungen, welche sich — wenn auch abgeschwächt — bis auf unsere Tage erhalten hat. [E. K.]

Bilder-Rätsel.



Eine chinesische Schöne besaß einen Zauberspiegel, von welchem vorstehende Zeichnung ein getreues Abbild giebt. Da es der Dame aus dem „Himmlischen Reiche“ trotz täglichen Gebrauches dieses Spiegels nie gelungen ist, den Sinn der geheimnisvollen Buchstaben zu entziffern, so bitten wir hiermit namentlich unsere geehrten Leserinnen um ihre geschätzte Mithilfe.

Auflösung folgt in Nr. 37.

Charade. (Zweisilbig.)

Die erste hat stets zu bedeuten
Das Gegenteil von meiner zweiten,
Denn sonderbar! Bei meiner Treu':
Das Ganze ist ein Stück von zwei,
Sowie ein Stück vom dän'schen Reich,
In meiner ersten liegt's zugleich.

Auflösung folgt in Nr. 37.

Palindrom.

(Zwei Lösungen.)

Von vorn gelesen: such's in Bacchus' Reich,
Und rückwärts dann: wird es zum Tier sogleich.

Auflösung folgt in Nr. 37.

Auflösungen von Nr. 35:

des Bilder-Rätsels: Wer will haben gute Ruh', der seh' und hör' und schweig' dazu;

des Versteck-Rätsels: Gewohnheit, Zeitwort, Austerlitz, Gesellschaft, Ostende, Walhalla, Rubens, Asien, Legende, Beschwichtigung = Wo Worte selten, haben sie Gewicht;

des Silben-Rätsels: Nadelgeld.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.